

(Nachdruck verboten.)

131

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma

Der Schormayer öffnete.
„Was is denn dös für a Modi? Was willst denn?“
fuhr er sie grob an.
„An Viechdofta hon i vorbeigeh seh'n, und weil mi d'
Scheß gar it g'fallt, hon i g'moant, ob er it herschaug'n soll.“
„Bo mir aus g'nual. Aba muast du dös beim Fenster eina
sag'n? Kunnst du it bei da Tür einatemma wia'r ander'
Leut?“
„I derf ja it.“
„Was derfst it?“
„Bei der Tür derf i it eini, weil mi da Lenz it laßt.“
„Geah! Hör't's auf mit de G'schicht'n!“
„Wiß is wahr! Er hot mi bei da Kuch'l außig'schmiss'n;
und, sag, a, bal i zu dir eina will, hot er g'sagt, na hon i 's
mit eahm z' thoa.“
„Kreuz Teufel! I wer schon mein Fried' amal kriag'n!
Was gengan mi denn entere Streitereien o?“
„Jetzt sagst d' as so, und z'erscht . . .“
„Du! Mach, daß d' in Stall kimmst, und bal's d' ma
wieda was z' sag'n hoscht, gehst vorn bei da Haustür eina.
I mach scho, daß di neamd aufhalt.“
„Und bal er mi amal bei da Kuch'l außi schmeißt, und,
sagt a, wia's d' ma grad an Schritt einageht, hat er g'sagt . . .“
Der Schormayer schlug das Fenster zu.
Stand nicht die Bollbrechtin am Brunnen und schaute
herunter und wußte jetzt etwas ganz Merkwürdiges: daß die
Dirn beim Nachbar fensterln ging!
So eine Gans! Stellt sich breittbreit hin und sagt zum
Fenster herein, daß der Tierarzt im Dorf ist. Als wenn sie
weiß Gott was für ein Geheimnis zu bringen hätte!
Aber freilich: wird schon der Herr Lenz wieder strohgrob
abwesen sein! Der Schormayer ging in die Küche.
„Mein' Kaffee!“
„Da is er!“ sagte die Ursula brummig und erhob die
Tasse über den Herd hin.
„Vielleicht tragst d' 'n her am Tisch! Und schiabst d' 'n
net zuatwa wia'r a Gundschüssel!“
„Ja no!“
Ursula war beleidigt, aber sie stellte den Kaffee doch recht
manierlich vor den Vater hin.
„E' Brot!“
Sie brachte einige Semmeln, und er tunkte sich Brocken
ein; und während er sie kaute, warf er mißmutige Blicke
herum.
Die Ursula machte sich daran, Teller und Schüsseln zu
waschen; sie konnte dabei ihren Born aufweisen, indem sie
das Geschirr tüchtig wider einander stieß.
„Du!“
„Was?“
„San meine Haustür'n bei'n Tag off'n?“
„Ob de Thür . . .?“
„Ob meine Haustür'n bei'n Tag off'n san, frag i.“
„Freilich san f' off'n; wer soll f' denn zuasperr'n?“
„Für was müass'n na meine Deanstbot'n beim Fenster zu
mir einared'n, bal f' was zu'n ausricht'n hamn?“
„Was is jeh dös schon wieda?“
„G'stell di it a so unschuldi! Du hoscht ja do wieda'r
an Lenz aufg'heht, daß er an Lacl' g'macht hot und laßt d'
Benzi net bei da Thür eina!“
„Jetzt a so a Lug!“
„Ja, di kenn i.“
„Na, so a Lug! Und all's müast i g'wen sei, und allawei
waar i schuld! Und dös werd ma scho gar z' dumm!“
„Sei staad! Und an Lenz sagst, er soll froh sei, bal i
net de Thür zumach, aba'r a so, daß von ent koans mehr
eina kimmst!“
„Was dös Mensch wieda für a G'red o'g'richt hat! Und
dös waar bald so, daß mi gar nix mehr waar . . .“
„I's scho ausg'red't!“

Der Schormayer schlug die Lüre hinter sich zu.
Ursula aber lief über den Hof in den Kofstall und traf
den Bruder, wie er seinen Gäulen Wasser vorgab.
„Du Lenz, i ho da was zu'n ausricht'n.“
„Bo wem denn?“
„Bon eahm.“
Ursula deutete mit dem Kopf gegen das Wohnhaus hin.
„Was nacha?“
„Du sollst di z'sammnehma, daß dir er die Thür it vor
da Nas'n zuschlagt und di nimma ins Haus eini laßt.“
„Dös basteh i net. Was hab't's denn da scho wieda
g'habt?“
„Dös is it schwar zum basteh'; de ander hat 'n aufg'heht
und hot eahm g'lagt, du laßt de Deanstbot'n nimma zu eahm
eini, und sie müass'n z'an Fenster eini red'n, bal's an Herrn
was zu'n ausricht'n hamn.“
„I so a g'machte Lug!“
Lenz stellte zornig den Wasserkübel hin.
„Weil i dös Weibsbild net zu eahm in d' Kamma hab
nei lass'n lass'n, daß da Krawall net scho in aller Fruh wieda'r
o'geht!“
„Da Krawall is schon g'wen. Er kimmst zu mir in d'
Kuch'l eina, und grad grob, woast! Seine Kinda schmeißt a
außi, und aufpass'n thuat a auf gar nix mehr, und was dös
Mensch sagt, dös muast wahr sei, und für ins gibt 's über-
haupts koa Recht nimma.“
„Woast du gewiß, daß sie bei eahm g'wen is?“
„Er hat 's do selm g'lagt! Sie is beim Fenster zuawi
g'stanna, daß sie 's ja recht markier'n hat kinna, und grad
g'heht muast f' hamn, und du sollst di no z'sammnehma, hat
a g'lagt, daß er die Thür it zuasperrt und ins mitanand außi
thuat . . .“
Lenz sah sich mit zornrotem Gesicht im Stall um.
„Wo is mei Goahl (Weitsche)?“
„Was willst d' denn, Lenz?“ tat Ursula erschrocken.
„Mei Goahl müast i. Ob 's g'rad oda krumm geht, jeh
hau i dös Mensch umanand, daß 's am Leb'n vazagt.“
„Laß guat sei! Bitt di gar schö!“
„Soll i mir all's sag'n lass'n?“ Herrgottsgagerament!
Gansgirgl!“
Lenz brüllte, was er aus dem Halse brachte.
„Was?“ antwortete hinten eine Stimme.
„Hoscht du mei Goahl weg?“
„I net.“
„Dort'n loast f'!“ sagte Ursula und deutete in die Ecke.
Lenz sprang hin und krampfte die Faust um die Weitsche.
„Wart', Quada! Jetzt red'u mir mitanand!“
Er wollte zur Lüre, aber da war der Gansgirgl der-
weilen nach vorn gekommen und hielt ihn beim Arm zurück.
„Geh it außi, Lenz!“
„Was willst denn du? Gehst di dös was o?“
„It viel. Abar a zorniga Mensch woast net allemal,
was er thuat. Bleib herin! Es is g'scheidter.“
„Dör sag i aa,“ fiel Ursula ein, „laß guat sei! Ma woast
it, was alsammnete g'schieht.“
„Waarst du it eina keemal. Gättst di du it herg'stellt
und mir all's vazählt! Daß i von Haus weg muast, bal 's
dös Mensch da draußd hamn will! Laßt's mi aus, sag i!“
„Net! Net!“ bat Ursula.
„I laß di net aus,“ sagte Gansgirgl. „Da schaug umil
Stehst da Viechdofta bei'n Stall hiebei, und da Bawa 'r aa.
Werst d' eahm do vor fremde Leut'n koa selle G'schicht her-
macha.“
Lenz schmaufte zornig und fuhr sich mit der freien Hand
durch die Haare.
„Dös is ihra Glück,“ sagte er kurz und ging von der
Lüre weg.
„I dank da schö, Gansgirgl, daß d' eahm z'ruckg'halt'n
hoscht! Dös hätt ja an Unglück geb'n!“ jammerte Ursula.
„Nix zu'n dank'n. Abar besja is, bal du dös Unglück
z'erscht übalegst.“
„Ja no, mi muast do sag'n, was g'cheh'n is; und bal er
selm g'lagt hat, i soll 's an Lenz ausricht'n.“
„Mach, daß d' weiter kimmst in dei Kuch'l!“ fuhr sie
Lenz an. „I ko di do herin it brauch'a.“

„Wo mir aus! I sag da g'wiß nir mehr; und was mi thuat, is it recht, und dös waar jetzt scho bald a so, daß mi gar nir mehr recht macha so, und . . .“

Vor sich hin greinend ging die Ursula auf den Hof hinaus und hielt erst das Maul, als sie merkte, daß der Vater zu ihr hinschaute.

Er pfiß grell durch die Zähne.

„Wo fimmst denn du her?“

„An Stall bin i g'wen.“

„Goscht du Zeit zu'n Hoamgart'n (Besuche zu machen)?“

Der Schormayer drehte sich um und redete wieder mit dem Tierarzt.

Im Rossstall blieb der Hansgirgl noch beim Lenz stehen und sagte:

„Du, Lenz, i bin jetzt scho neun Jahr bei'n enk, und du woacht, daß i zu'n Haus halt. Aba i sag dir dös: paß auf toa Weibsbild durchaus gar it auf! Da macht mi 's allawei verdraht, bal mi si vo dena was ei'red'n laßt.“

„Du woacht aa it all's, Hansgirgl, was bei ins los is.“

„Wiss'n thuar i gar nir, na! Aha derrath'n hon i a bissel was.“

„Was hosch du derrath'n?“

„Is g'scheita, ma red't it dabo. Dös derfst d' mir glaab'n, inferoans hot aa seine Aug'n im Kopf, und mi brauchst ja net alles sag'n, was mi stecht.“

„Bal's du was g'spannt host, na werst d' aa sag'n müass'n, daß mi da it kalt zuschaug'n so.“

„Warum it, Lenz? Bal mi scho amal zuschaug'n muas, na is besa, ma laßt si d' Sit'n it gar z' stark aufsteig'n.“

„Na bin i der gar neamd auf'n Hof?“

„Du bist da Sohn, und über's Jahr bist da Bua. Na kost du dir allesammete richt'n, wia's du 's hamm willst.“

„Dös is no lang it g'wiß, ob i an Hof kriag, bal's as so twelta geht.“

„De — hö — hö! Gar so gach (hitig) werd 's it oba geh! Wer soll denn 's Sach kriag'n als wia du?“

„Wart no, was no all's fimm!“

„Na, na, Lenz! Dei Bata is so unrecht it, und i kenn eahm do aa guat. Bal's d' di staad hebst, werd 's so weit it fehl'n.“

„Geb di staad, bal's d' a niad'n Tag was andersst hörscht!“

„Sör nir! Dös is ja grad, was i dir sag'. D' Weiberkoch'n allawei was z'humm, und d' Mannsbilder soll'n 's ausfress'n.“

„Recht host scho!“

„Freili hab i recht! Da werst nimma firti, bal's d' amal o'iangst und laßt di auf's Bazahl'n ei. Goscht du amal a Weibsbild g'feh'n, dös von selm aufhört? I no net. Da muas boht wer'n und boht wer'n, bis was bricht. Na stengan i' da und wiss'n eahr it z' helf'n; dö Luda, dö dumma!“

„Es is a so, Hansgirgl!“

„No also! Geb di staad und druck d' Aug'n zua und laß di vo da Ursula gern hamm! Gar so stocknarrisch werd scho da Bua aa'r it sei; und daß i dir 's g'rad sag', wia 's is, von eahm aus hätt i wohl nir g'spannt, aba in da Kuchl drin bin i bald auf a G'spur kemma. De sell'n finnan ja nir b'halt'n.“

„I heb mi scho staad, derfst d' ma 's glaab'n; dös hoacht, so lang 's geht.“

„Es geht scho. Jetzt derf i aba macha, daß i ei'spann. Pfiat di!“

„Pfiat Good, Spnzgirgl!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Blinde.

von
Pierre Mille.

Seines blassen, hartlosen Gesichtes wegen, das nicht verfehlte, einen gewissen Eindruck auf seine Umgebung zu machen, nannten einige ihn „Napoleon“, und in Anbetracht der Komödie, die zu spielen man ihn ansetzte, hatten andere ihm den Namen „der Hanswurst“ gegeben. Endlich vereinigte man die beiden Spitznamen in einem Ausdruck. Der passive Widerstand „Napoleon, des Hanswursts“ triumpfierte über das Mißtrauen, mit dem man ihm begegnete. Man überließ ihn sich selber. Wenn er wirklich blind war, so litt er ja nicht in dem dunkeln Loch. War er es nicht, so hatte er nur, was er verdiente.

Am einunddreißigsten Morgen seiner Gefangenenschaft öffnete

sich die Pforte seines Gefängnisses und zwei Soldaten führten ihn auf das Fort Lamotte.

Mit stolz erhobenem Haupte, starr dreinblickenden Augen schritt er zwischen seinen Wächtern durch die Vorstadt la Guillotière. Die Nacht war regnerisch gewesen und der Weg ziemlich schmutzig. Er trat mit seinen Füßen mitten in die Kotpfützen.

„Wenn Du wie alle andern Leute, anstatt vor Dich hinzustarren, auf Deinen Weg blicken wolltest, würdest Du Dich nicht so schmutzig machen.“

„Aber ich bin doch blind,“ antwortete Dieutegard.

„Ach was! Du tust nur so! Wenn Du nur zur Erde blicken wolltest, würdest Du schon die Löcher und Pfützen des Weges vermeiden: Füße und Augen verstehen sich ganz gut! Senke doch Deinen Kopf ein wenig, dann wirst Du Dich davon überzeugen.“

„Soll ich den Kopf senken, um sehen zu können?“ wiederholte Dieutegard in spöttlichem Tone.

„Nun ja, gewiß doch, Du närrischer Kauz! Und wenn Du es jetzt nicht willst, so tue es wenigstens gleich. Das ist ein Rat, den ich Dir nur Deiner selbst willen gebe.“

Der zweite Soldat lachte höhnisch. Er wußte, was man vorbereitet hatte. Dieutegard beharrte in hochmütigem Schweigen, ohne von den Worten seines Begleiters Notiz zu nehmen. Es war, als ob er völlig geistesabwesend sei.

Endlich hatte man das Ziel dieses langen Weges erreicht.

Das Fort Lamotte ist einst erbaut worden, um Lyon gegen den möglichen Angriff einer fremden Armee zu schützen. Später betrachtete man es als eine Zitadelle, deren Hauptbestimmung es war, die große Vorstadt la Guillotière in Schach zu halten, eine Vorstadt, in der es damals, wie noch jetzt nur allzuoft zu ersten Unruhen kam, da sie von einer schwierigen und gewalttätigen Bevölkerung bewohnt wird. Diese Vorstadt war und wird noch heute von Kasernen umgeben, in dem zur Zeit ein Infanterieregiment und ein Bataillon Jäger zu Fuß untergebracht ist. Die Kasernen und Wälle sind nicht zerstört worden. Sie dienen dazu, die militärische Besatzung von der sie umgebenden und sozusagen belagernden Bevölkerung zu schützen. Die Luft ist dort übrigens sehr rein. Sehr tiefe Gräben machen die Ueberrückung außerordentlich leicht, die Soldaten sind dort vor jeder Veruchung geschützt. Man waagt es wohl, um ein paar fröhlicher Stunden halber über eine Mauer zu klettern, aber über einen mehr als zehn Meter hohen Wall — Die Soldaten können auf diesen Abhängen nur ihren Träumereien nachhängen! Und das ist besser — für sie sowohl wie für die Gesellschaft.

Dieutegard durchschritt das Gitter, ohne den dort stationierten Posten zu grüßen. Seine Wächter machten ihm Vorwürfe darüber; diese einfachen Soldaten empfinden eine gewisse Unruhe, weil sie sich für ihren Schütling verantwortlich fühlten und selbst bestraft zu werden fürchteten, wenn er etwas ver schulden würde. Sofort entschuldigte sich der Blinde und legte grüßend die Hand an sein Köpfe. Man hatte den ersten Hof überschritten, wo sich die Kasernen der Jäger befinden; hinter diesem Hofe fällt das Terrain plötzlich ab und es befindet sich dort ein jäh sich herabsenkender Abhang. Vor der Kaserne des fünfundsechzigsten Linienregiments stand Doktor Roger in lebhaftem Gespräch mit einigen Offizieren. Es waren auch ziemlich viel Unteroffiziere dort versammelt, die offenbar alle in erregter Stimmung waren.

„Jedenfalls spielt er seine Rolle ganz ausgezeichnet,“ sagte einer von ihnen.

„Sie wissen, meine Herren,“ sagte Doktor Roger, „daß ich ganz entschieden gegen ein so brutales Experiment protestiere.“

„Protestieren Sie so viel Sie wollen,“ sagte ein Hauptmann.

„Sie haben jetzt nichts mehr mit dem Manne zu schaffen, er ist in meine Kompanie eingestell worden, und — Sie haben selbst erklärt, daß er nicht blind sei, also . . .“

„Aber wenn ich mich dennoch geirrt haben sollte,“ sagte Roger.

„Wenn Sie sich geirrt haben, so ist das Ihre Sache, das geht mich nichts an. Ich habe in meine Register eintragen lassen, daß ein Mensch bei mir eingetreten ist, der sehr wohl sieht, aber mit dreißig Tagen Gefängnis bestraft worden ist, weil er Blindheit simuliert hat. Ich denke doch, daß das eine genügende Probe gewesen ist! Folglich bin ich es jetzt, der dem Soldaten Dieutegard Vorschriften zu geben und Befehle zu erteilen hat . . . Sind die nötigen Vorbereitungen getroffen,“ wandte er sich an einen der Unteroffiziere.

„Ja, Herr Hauptmann. Es gilt jetzt nur noch den Mann über die kleine, hinter der Kantine herführende Treppe auf den Wall und von dort auf den schmalen Fußpfad zu führen. Er ist kaum zehn Meter lang, dieser Fußsteig, und er endet direkt vor dem tiefen Graben, der vor der nordwestlichen Kaserne liegt.“

„Und . . . haben Sie auch wirklich alle Vorsichtsmaßregeln getroffen,“ fragte der Arzt. „Sie wissen doch, daß es sich um eine sehr ernste Sache handelt.“

„Ernst?“ meinte der Hauptmann. „Sie glauben wohl, daß er den Fall in die Zeitungen bringen könne?“

„Nein!“ sagte der Arzt. „Dann müßte ich mich sehr in ihm täuschen. Es ist ja wohl möglich, daß er ein Anarchist ist, aber keinenfalls ist er ein Denunziant!“

„Und auch kein Schwärzer, der aus der Schule plaudern würde?“

„Auch das nicht. Wenn er das gewollt, hätte — — Uebrigens, wollen Sie, daß ich Ihnen die Wahrheit sage? Dieser Mann ist mir durchaus sympathisch.“

Der Kommandant Lecamus war auch da. Er war ein starker,

etwas phlegmatischer Herr, der sehr viel laß. Er war so schwer, daß er kaum ein Pferd finden konnte, das ihn tragen konnte; man erwartete allgemein, daß er in allernächster Zeit seinen Abschied nehmen würde.

„Ein Simulant, meinen Sie? Nun freilich, wenn Sie ihn einer solchen Probe unterwerfen, geschieht dies ja nur, weil Sie ihn für einen Simulanten halten! Und Sie sagen, daß dieser Mensch Ihnen sympathisch sei?“

Doktor Roger wagte es nicht, auf diese Frage zu antworten. Er suchte sogar sich seiner eigenen Ueberzeugung zu entschlagen, da er vom ärztlichen Standpunkte aus sich sagen mußte, daß dieser Mann ihn wirklich belogen habe. Nach dem Resultat der Untersuchung mit dem Augenspiegel waren seine immer wiederholten Worte: „Ich kann nichts sehen“ beinahe ein Hohn auf die Wissenschaft, und ganz gewiß war, daß alle ärztlichen Autoritäten das Urtheil Doktor Rogers bestätigten und Dientegard als Simulanten erklären würden.

Der Mann selbst stand unbeweglich, völlig gleichgültig und hoherhobenen Hauptes da! Ausdruckslos starrten seine Augen vor sich hin, indessen schimmerte ein seltsamer Glanz darin. Mit seinem tiefbleichen, traurigen und mageren Gesicht, den fest-zusammengezogenen Brauen, dem schwarzen Haar, seinem gleichzeitig herrischen, tragischen und närrischen Aussehen rechtfertigte er durchaus den Spitznamen, den man ihm gegeben, er glich zugleich Bonaparte und einem Pierrot.

„Napoleon, der Hanswurst,“ sagte Lecamus. „Nicht wahr, das ist ja wohl der Spitzname, den seine Kameraden ihm beigelegt haben? Er paßt wirklich außerordentlich!“

Er blinnte um sich.

„Wie schön ist der Blick, den man von hier aus hat.“

Es gibt kaum etwas, was sich dem Gedächtnis fester einprägt, wie eine schöne Landschaft, die gleichzeitig durch irgendein Geschehnis auf die Seele einwirkt. Es gibt Leute, die sich nur eines solchen Maimorgens erinnern können, an dem sie einst eine Frauensstimme im Garten singen hörten. Und um die Erinnerung an gewisse Blumen, Bäume, an fließendes Wasser oder noch unbedeutendere Dinge in ihrem bildearmer Gehirn festzuhalten, muß irgend ein unvorhergesehenes Geschehnis ihre trodene Seele erwärmt und eindrucksfähig gemacht haben. Lecamus hatte kaum gesprochen, als fast alle Umstehenden erbleichten. Sie hatten plötzlich und mit einem Blide erkannt, meldi furchtbarer Prüfung man Dientegard zu unterwerfen beschloßen hatte. Alle fühlten sich tief beunruhigt.

Sie sahen den kleinen nackten Fußweg, das niedergedretene Gras des Walles, den in Drillich gekleideten, von zwei Soldaten bewachten Mann. Dann fiel plötzlich die Schutzwehr vor dem am Ende des Fußpfades befindlichen Abgrunde herab und das entsetzte Auge tauchte in eine Untiefe, in deren Grunde sich eine schmutzige, große Wasserlache befand, in welcher Steine, allerlei Unrat und ekelhafte Dinge umherlagen und die von dürftigem, filzigem Graswuchs umgeben war. Von dort senkte sich ein Pfad langsam in die Ebene herab, und es öffnete sich ein weiter, herrlicher Blick in das Land. Zwischen grünen Wiesen und Feldern leuchteten rote Schieferdächer, freundlich ländliche Wohnhäuser hervor, die von Kastanienbäumen umgeben, das Aussehen von Kinderspielzeug hatten. Ganz in der Ferne, von zartem Nebel umhüllt, erst und still glitten die Wogen der Rhone unter den leuchtenden Strahlen der Sonne dahin. „Wie schön ist der Blick,“ hatte Lecamus gesagt. Ach ja, er hatte recht, es war hier schön, wunderbar schön — aber wie durch einen Zauberbann gefesselt, kehrte aller Auge doch immer wieder zu diesem schredlich tiefen Graben mit seiner im Grunde befindlichen gelben verseuchten Wasserlache, den darin liegenden Steinen, Konservenbüchsen und all dem Unrat zurück.

„Dientegard,“ befahl der Hauptmann, „marschieren Sie geradeaus.“

Es war ja nur natürlich, daß der Blinde den Kopf dem Sprechenden zuwandte. Unwillkürlich folgte sein Körper der Richtung des Kopfes und er tat ein paar ihn von dem Walle ableitende Schritte.

„In des Teufels Namen, geradeaus marschieren sollen Sie.“

(Schluß folgt.)

Was die römischen Grabdenkmäler in Deutschland erzählen.

Von Prof. Dr. S. Dragendorff.*)

Wie kaum eine zweite antike Denkmälerklasse lassen uns die auf deutschem Boden stehenden römischen Grabdenkmäler ins reale Leben ihres Landes blicken. Auf den Militärgrabdenkmälern sehen

*) Diese kulturgeschichtlich interessante Darstellung finden wir in dem soeben in der Sammlung Wissenschaft und Bildung erschienenen Bändchen „Westdeutschland zur Römerzeit“ (124 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und 16 Tafeln in Leinenband 1,25 M., Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig), das zum erstenmal eine knappe Zusammenfassung des heutigen Standes der Forschung bietet.

wir den Toten beim festlichen Mahle im Jenseits, bequem auf seinem Speisetisch ausgebreitet. Anders das Trierer Totenmahl. Der Speisetisch, ganz realistisch ausgeführt, als ein aus Stäben zusammengefügter Klappstisch, steht in der Mitte. Vater und Mutter sitzen, wie der Treverer es im Gegensatz zum Römer tat, auf ihren bequemen Lehnstühlen im Tisch, Sohn und Tochter stehen dabei; letztere stellt mit dem Teller ein gebratenes Huhn auf den Tisch. Haartracht, Barttracht zeigt die Nichttrömer. Die Aermelgewänder, die Schals, die die Leute um den Hals tragen, sind gallische Tracht. Bis zu den Stiefeln herunter ist alles naturalistisch ausgeführt, ein Bild aus dem Leben mit aller Freude an den kleinen Einzelheiten auf den Stein gebracht. Die Szene ist damit in eine ganz andere Sphäre gerückt.

Da finden wir den Kahn, der von Knechten am Ufer gezogen, die Warenballen den Fluß hinaufführt, den Lastwagen, mit drei Maultieren bespannt, der sie zur Hofstare hinaus über Land führt, die Maultiere, die sie mühsam auf steilem Pfade über das Gebirge tragen. Wir werden ins Kontor des Großhändlers geführt und sehen die „Seimarbeiter“ die von ihnen gewebten Tücher abliefern und die Schuldner Zahlungen leisten. Wir sehen die Knechte dabei, den Ballen mit Hebelkraft fest zusammenzuschüren. Bauern kommen auf den Gutshof und liefern die Naturalien, Fische, Wild, Früchte ab. In die Küche blicken wir, wo zwei Köche am Herd arbeiten, während ein anderer auf dem Tisch mit dem Messer Speisen zurechtet. In die Türe tritt ein Diener, der in der Stube aufzuwarten hat, um die Speisen zu holen. An der Vorderseite desselben Frieses finden wir die Familie selbst beim Mahl, die Männer liegend, die Frauen in Lehnstühlen sitzend. Rechts hantieren Diener an der Anrichte, während links der reichgeschmückte und reichbesteckte Schentisch steht und Diener die Veder füllen.

Es sind Szenen aus dem Leben, wie sie sich im Mosellande bei den wohlhabenden Gutsbesitzern und Großgrundbesitzern abspielten. Mit liebevollem Eingehen aufs Detail sind die einfachen alltäglichen Vorgänge erzählt. Was die Jgeler Säule bietet, ergänzen andere gleichartige Reliefs in Trier, in Metz, in Arlon. Da werden wir in das Zimmer der Frau geführt. Wir sehen sie auf dem Bette sitzend, während die Dienerei ihr das Gewand bringt. Wir sehen sie bei der Toilette. In ihrem Korbstuhle sitzend, blickt sie in den Spiegel, den ein Mädchen ihr vorhält, während ein anderes ihr die Haare ordnet. Den Mann sehen wir über Land reiten, im schweren Kapuzenmantel, oder mit seinen Hunden hinter dem Hasen her galoppierend, oder von der Jagd heimkehrend, triumphierend den erlegten Hasen emporhaltend. Ein anderer kehrt mit der Angel vom Fischfang heim. Einen Blick in die Latifundienwirtschaft, wie sie auch im Moselgebiet damals herrschte, lassen andere Reliefs tun. Auf den Gutshof werden wir geführt, wo die Pächter ihre Abgaben abliefern, die der Schreiber, unter der Türe stehend, notiert. Im Kontor finden wir die Schreiber eifrig beschäftigt, das auf dem Tische sich häufende Geld zu zählen und zu prüfen und in die großen Geschäftsbücher einzutragen, während die Pächter mit säuerlicher Miene ihre Summen abliefern und im Hinausgehen noch einmal an den Fingern nachrechnen, ob ihnen auch nicht zu viel abgenommen worden. Wir finden den Bauern bei der Feldarbeit, wir sehen ihn in der Schwinge das Korn von der Spreu sondern. Den Kaufmann führen uns die Künstler in seinem Laden vor. Auf einem anderen Bilde steht der Magazinverwalter, eine behäbige Figur mit großem Lederkürzel, an der Schnellwaage, um einen Ballen zu wiegen. Die Wagen führen die Ballen und die Fässer über Land. Kostlich ist ein kleines, leider sehr zerstörtes Relief, das den Wagen mit einem stolz schreitenden, schön geschmückten Maultier und zwei braven Eseln bespannt zeigt, die sich bieder und eifrig mit aller Kraft in die Stränge legen und mit krummen Knien vorwärts stampfen. Wir sehen, wie die Fässer auf der Kahn gerollt werden, sehen den Kahn, der auf dem Flusse gezogen wird, während ein zweiter Mann vornübergebeugt, auf dem Rand des Schiffes schreitend, dieses mit der unter die Achsel gestützten Stange vorwärts schiebt. Besonderer Beliebtheit erfreut sich in Trier die Darstellung eines hochbordigen, von Rudern fortbewegten Schiffes mit härtiger Mannschaft, das eine ganze Ladung Weinfässer mit sich führt. Wer da weiß, welche Rolle noch heute im Leben der Moselanwohner der Wein spielt, wird sich nicht wundern über die liebevolle Sorgfalt, mit der dieser Gegenstand behandelt ist und erkennt gern in den Gesichtern einen gewissen saft melancholischen Zug, wie er Trinkern eigen ist. Er wird sich auch nicht wundern, daß einer dieser Treverer sich nichts schöneres aufs Grab zu setzen wußte als eine Pyramide von strohumflockten Weinamphoren, ein anderer einen Altar, der rechts und links von einem Faß flankiert war. Landwirtschaft und Handel, Weinbau, Tuchbereitung, das ist, was diese Leute namentlich interessiert und woran die Bilder immer wieder erinnern.

Ein besonders niedliches Bildchen sei zum Schluß noch erwähnt, das uns in die Schulstube führt. Der härtige Lehrer sitzt, sanft mit der Hand gestikulierend, bei zwei Buben, die schon eifrig mit der Arbeit beschäftigt sind, während der dritte eben mit seinen derben Nagelstiefeln in die Stube stampft und grüßend die Hand hebt.

Alle Einzelheiten werden mit liebevollstem Interesse wiedergegeben, die Stühle und Tische, die Wagen so genau, daß man sie ohne weiteres nachkonstruieren kann. Vor allem aber tritt uns die Bevölkerung in ihrer äußeren Erscheinung lebendig entgegen. Nicht in konventioneller Tracht, sondern so, wie sie wirklich damals

Im Mosellande sich kleidete. Ein und der andere keine Herr scheint wohl einmal in römischer Tracht. Weit aus die meisten aber tragen den Rock mit Halbärmeln, darüber, wenn sie ins Freie gehen, den schweren Mantel aus filzartigem Stoff mit Kapuze, das speziell gallische Kleidungsstück. Die Frauen erscheinen im langen Gewand, die Mädchen im einfachen, gegürteten Kleid. Aus Wolle gefertigte, fadenartige Schuhe tragen die Frauen, die Männer Stiefel mit nagelbeschlagenen Sohlen und im Freien auch noch Samaschen. Auch das Halstuch gehört zur vollen Kleidung und wer am Tisch sitzt, hat die Serviette. Der Bauer, der zum Gutsherrn geht, nimmt als sparsamer Mann seinen Mundvorrat in einer großen umgehängten Tasche mit.

Das man trotz aller provinziellen Eigenart doch in Verbindung mit den damaligen Kulturzentren steht und die Mode der Hauptstadt schließlich auch für die Provinz maßgebend wird, zeigt eine Einzelheit, wie die Behandlung des Bartes auf diesen Monumenten. Da finden wir in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts den kurzgehaltenen Vollbart, etwa wie Kaiser Hadrian ihn trägt, etwas später den dann in Rom Mode werdenden langen Vollbart. Der Lehrer auf dem Schulrelief trägt den Bart etwa wie Marc Aurel. Dann kommt die Zeit, wo man den Bart wieder reduziert. Das kleine Vadenbärtchen, wie Caracalla es trägt, kommt an unseren Monumenten mit dem Beginn des 3. Jahrhunderts wieder auf. Dann erscheinen auch wieder glattrasierte Gesichter. Der Künstler benutzt auch diese Neuberlichkeiten zur Charakteristik und gewiß ist es dem Leben abgelauscht, wenn er die feinen Konturen und Buchhalter glattrasiert darstellt, während auf dem gleichen Relief die Bauern noch nach der alten Mode der vorigen Generation den Vollbart tragen.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Unterdrückung der Hauttätigkeit als Krankheitsursache. Es ist eine alte Volksanschauung, daß gewisse Hautleiden wie Haut- und Fußschläge, Ausschläge und Nesseln nicht durch medikamentöse Behandlung plötzlich nach innen getrieben werden dürfen, ohne zu schaden. Wie so manche andere Meinungen, die im Bewußtsein der Masse leben, mischen sich auch in ihr Uebertreibungen mit Wahren. Seitdem nun in neuester Zeit die Medizin beginnt, den alten einseitigen pathologisch-anatomischen Standpunkt zu verlassen und ihr Augenmerk auf die funktionellen Veränderungen des gesamten Organismus, die sogenannten Diathesen richtet, gewinnen herartige Gedankengänge wie der obige an Bedeutung. So neigt auch der Begründer der wissenschaftlichen Hydrotherapie, Prof. W. Winterlich-Wien-Kaltenleutgeben, dazu, die Möglichkeit einer Erkrankung durch plötzliche Unterdrückung der Hauttätigkeit zu bejahen. Er hat Fälle beobachtet, in denen es bei Behandlung von Nesselschlägen und von Krätze zu vorübergehend heftigen Asthmaanfällen gekommen ist. Solche Zustände können dann entstehen, wenn das Hautorgan zuvor besonders leibhaftig funktionierte, wenn Wasser, Kohlenäure und Niesstoffe reichlich durch die Haut abgeleitet werden. Kommt dann ein fettiger Ueberzug über die Haut — wie dies ja bei der Salbenbehandlung der Haut geschieht — so wird eine Transsudation durch die Haut unmöglich, die gebildeten Stoffe müssen im Körper kreisen und wirken möglicherweise giftig auf das Gehirn, indem sie das Atemzentrum angreifen. Auch jene unglücklichen „Goldenen Engel“, deren Körper mit einer undurchdringlichen Goldschicht überzogen wurde, um in römischen Prozessionen zu fungieren, starben an Erstickung. In ähnlicher Weise wirken auch Verbrennungen, wenn sie zwei Drittel der Körperoberfläche betreffen und dadurch den größten Teil der Haut außer Funktion setzen.

Technisches.

Kammgarn. Obwohl Kammgarnewebe als solche jedermann bekannt sind, also niemand eine Verwechslung von solchen Stoffen mit Luchengarn möglich ist, wenn auch die Begriffe Halbammgarn oder Kammgarn schon wieder viel unklarer sind, ist doch die Kenntnis dessen, was eigentlich für diese Bezeichnung ausschlaggebend ist, nur sehr mangelhaft. Man weiß wohl, daß ein Kammgarnstoff jeden einzelnen Faden auf der Oberfläche klar erkennen läßt, aber was diese Eigenschaft mit einem Kamm zu tun, wie der Stoff mit dem Begriff „Kamm“ in Verbindung kommt, darüber wird man bei Laien keine Auskunft erhalten können. Daß es Schafwolle ist, weiß man allenfalls, und mancher, der mehr Gelegenheit hat, mit der ländlichen Tierzucht in Verbindung zu kommen, und vielleicht schon gelegentlich auch das Wort Kamm statt Wähne oder der auf dem Rückgrat des Tieres meist hochstehenden straffen Haare gehört hat, wird diese Bezeichnung hiervon herleiten geneigt sein, sie trifft jedoch nicht ganz das Richtige, denn Kammgarn heißt in Wirklichkeit gefämmtes oder durch Kämmen in seinen Einzelfasern glatt geordnetes Garn, das nachher durch Zusammenziehen seine Form erhalten hat. Da die einzelnen Wollfäden am Pelz des Schafes sehr verschieden in Stärke und

Kräuselung sind, wird man selbstverständlich für Kammgarn, das einen möglichst gleichmäßigen und glatten Faden haben soll, auch nur von dem Pelz die Partien nehmen, die diesen Anforderungen möglichst nahe entsprechen. Nachdem diese Teile gewaschen und von mechanisch anhängenden Unreinigkeiten befreit sind, werden die einzelnen Büschel, zu denen sich die Wollhaare schon beim Waschen zusammenschließen, möglichst gelockert, was man technisch „öffnen“ nennt. Hierzu bedient man sich besonderer Maschinen, und auch der nächste Prozeß, das einseitige Dröhen der Wollhaare zu einem zusammenhängenden Faserband, wird auf Spezialmaschinen ausgeführt. Diese vorbereitete Wolle kommt dann auf die eigentlichen Kammmaschinen, auf denen mittels Stahlkämmen alle kurzen und krausen Fasern entfernt werden. Das nach diesem Prozeß übrig bleibende Faserband ist dann das Rohmaterial für das eigentliche Kammgarn, welches noch verschiedene Prozesse durchlaufen muß, ehe ein endgültiger Faden daraus gemacht werden kann. Der wichtigste Zwischenprozeß ist das sogenannte Plätten, durch welches den einzelnen Fasern das allen Wollhaaren mehr oder minder anhaftende Vestreben genommen wird, sich beim Feuchtwerden zu kräuseln. Daher kommt es denn auch, daß Kammgarnstoffe, wenn sie nicht zu unvernünftig behandelt werden, beim Waschen nicht einlaufen, was bei jeder anderen Wollware bekanntlich sehr häufig eintritt.

Haushirtschaft.

Marmeladenbereitung. Marmeladen werden mit jedem Jahre auch in Deutschland häufiger, allein noch ist der Verbrauch des Obstes in dieser Zubereitung lange nicht so groß wie etwa in England. Die in Deutschland erzeugten Marmeladen stehen den in England hergestellten auch vielfach im Geschmack nach, dies trifft besonders für jene Marmeladen zu, die im Haushalt selbst gewonnen werden, während die deutschen Fabrikfabrikate den englischen schon näher kommen. Die Ursache des minder guten Geschmacks ist in zu reichlicher Verwendung von Zucker und in zu langem Kochen zu suchen.

Um gute Bereitungsmethoden ausfindig zu machen, die es ermöglichen, auch im Haushalt eine dem englischen Fabrikat gleichwertige Marmelade herzustellen, sind an der königlichen Gärtnerlehranstalt zu Dahlem bei Steglitz umfassende Versuche angeestellt, über die im Jahresbericht ausführlich berichtet wird. Im allgemeinen war die Handhabung folgende: Die zuvor gereinigten, eventuell zerkleinerten Früchte wurden im eigenen Saft, oder wo nötig, mit wenig Wasser weich gekocht. Um Kerne, Schalen und Stiele zu entfernen, wurden die zerkochten, weichen Früchte durch ein Sieb getrieben. Der so gewonnene glatte Brei wurde mit einer bestimmten Zuckermenge versetzt. Sodann wurde das Ganze sofort zur Marmeladenkonsistenz eingebüht und noch warm in die hierzu geeigneten Gefäße eingefüllt. Der Zuderzusatz hängt, da die Marmeladen sterilisiert werden, lediglich vom Geschmack ab. Je nach der Fruchtart werden 400 bis 500 Gramm Zucker pro Kilo Fruchtbrei genügen. Einige Schwierigkeiten bereitet das Erkennen des richtigen Zeitpunktes, an dem das Kochen einzustellen ist. Fällt der Brei in breiten, schweren, zähen Tropfen vom umgekehrten Löffel ab, so ist der Brei gut. Auch das ist ein gutes Zeichen: Bringt man von dem kochenden Brei etwas auf einen Teller, so darf die mit einem Löffel zerteilte Masse nicht wieder zusammenfließen. Die Marmeladen wurden zum Schluß in den mit sogenanntem Luftbrühddeckel verschlossenen Gläsern 20 Minuten lang bei 90 Grad Celsius sterilisiert.

Bei den verschiedenen Früchten wurden nachfolgende Verfahren als besonders gut geeignet befunden. **Apfelmarmelade.** — Die sauber gewaschenen Früchte werden geviertelt, wobei schlechte Stellen ausgeschnitten werden, und dann mit ganz wenig Wasser auf gelindem Feuer weichgekocht. Die weiche Masse wird durch ein Sieb passiert und der so gewonnene Brei mit $\frac{1}{2}$ Kilogramm Zucker auf ein Kilogramm Fruchtbrei bis zum Gelieren gekocht. Gelbe und grüne Äpfel eignen sich besser als rotfarbige Früchte; letztere ergeben eine graubraun gefärbte Marmelade.

Apfel mit Sorbus (Eberesche). Die Apfelmarmelade wird herzhafter schmecken, wenn man zu den Äpfeln $\frac{1}{10}$ Sorbusfrüchte nimmt. Auch die Geliersfähigkeit wird dadurch erhöht.

Erdbeermarmelade mit Johannisbeersaft. Auf ein Kilogramm Erdbeeren wird ein Liter frisch abgepresster Johannisbeersaft genommen. Auf zwei Kilogramm dieser Fruchtmasse nimmt man ein Kilogramm Zucker und kocht, ohne die Erdbeeren zu zerkleinern, schnell zur Gelierprobe.

Orangennarmelade. Um zehn Pfund Marmelade zu gewinnen, werden neun Apfelsinen geschält. Die Schale wird auf einem Brett möglichst fein zerkleinert. Sodann werden auch die Früchte zerkleinert, wobei die Kerne zu entfernen sind. Ebenso werden drei Zitronen behandelt. Dies alles wird dann mit 5 Liter Wasser 24 Stunden hingestellt. Hierauf wird das Ganze auf gelindem Feuer zwei Stunden lang gekocht, worauf die Masse wieder 24 Stunden stehen muß. Die Kerne sind inzwischen mit etwas Wasser (etwa $\frac{1}{4}$ Liter) aufgelockert worden. Der hieraus gewonnene Extrakt und 5 Pfund Zucker werden der Masse hinzugesetzt, sobald sie erkaltet ist. Nach Verlauf der 24 Stunden wird die Marmelade auf lebhaftem Feuer noch etwa eine Stunde gekocht und danach warm in Gläser oder Krufen gefüllt.